

"Manchmal dachten wir: Ciao Leben"

Autor(en): **Redmann, Karsten**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzellische Jahrbücher**

Band (Jahr): **148 (2021)**

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-953376>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Abdirahman («Abdi») Mukhtar Ahmed

**1999, lebt in einer Wohngemeinschaft in Heiden.*

Abdi Mukhtar Ahmed stammt aus dem äthiopischen Bundesstaat Somali und kam 2016 in die Schweiz (Chiasso). Er hat eine Aufenthaltsbewilligung F und arbeitet als Maler.

«Manchmal dachten wir: Ciao Leben»

KARSTEN REDMANN

Kurz vor Mitternacht sitze ich am Rechner und lese Artikel über das Herkunftsland von Abdirahman Mukhtar Ahmed, kurz Abdi. Vor drei Stunden hatte ich den 21-Jährigen getroffen, wir hatten auf einer Bank gesessen, geredet, und er hatte mir über sich erzählt, aus seinem bewegten Leben, das anfänglich weit weg von meinem Leben stattgefunden hat: in Äthiopien, im Bundesland Somali, Bezirk Araarso. Auf einer Landkarte hätte mein Zeigefinger schnell die beiden ostafrikanischen Länder Äthiopien und Somalia ausfindig gemacht; auch hätte ich ungefähr sagen können, welche Grausamkeiten in der Region seit Jahren stattfinden, wie sehr die Bevölkerung darunter leidet, aber genauere Angaben wäre ich schuldig geblieben.

Dank der Informationen im Netz erfahre ich, dass Somali eines der ärmsten Bundesländer Äthiopiens ist und dass dort etwa vier Millionen Menschen leben. Abdi hatte mir vorher erzählt, wie er in einem kleinen Dorf aufgewachsen ist und wie sehr er seine Heimat im Herzen trage. Ich hatte ihn gefragt, was ihm Heimat bedeute, und er hatte geantwortet: «Wo mein Leben angefangen hat, da ist meine Erde, meine Heimat.» Als Kind, hatte er hinzugefügt, habe er die Stunden nach einem plötzlich endenden Regenguss besonders geliebt, weil die Sonne dann den Boden aufheize, Feuchtigkeit aufsteige, und die Erde intensiv zu riechen sei. Es ist eine Erinnerung an die Heimat, eine schöne zumal, aber nicht die einzige. Im Lauf unseres Gesprächs erfahre ich, welche anderen Erinnerungen in Abdi angereichert sind, höre ihn vom Tod seines Vaters und seines Bruders berichten; beide habe man getötet, sagt er, und dass er damals Angst um sein eigenes Leben gehabt habe. Daher auch die Flucht. Seine Mutter, die in Somali geblieben sei, vermisse er natürlich sehr: «Ich habe versucht, sie ausfindig zu machen. Keine Chance.» Sein Blick wird plötzlich suchend. Meinem Blick weicht er aus. Immer wieder greift er nach der Packung mit den Zigaretten, zündet sich eine an. Während seiner Flucht von 2015 bis 2016 ist er zum Raucher geworden. Und jetzt, meint er, komme er nicht mehr davon los.

Von seiner Flucht will Abdi nur wenig preisgeben. In den ersten Monaten in der Schweiz habe er viel geträumt. «Unschöne



«Ich fände es gut, wenn man uns Eingewanderte
als Bereicherung sehen würde
und nicht in erster Linie als Problem.»

Dinge», sagt er. Von Schlägen und Zumutungen. Vom Ausgesetzt-Sein. 17 Tage war er den Launen des Meeres ausgesetzt. «Manchmal dachten wir: Ciao Leben.» 350 Menschen aus Ländern wie Syrien, Somalia, Eritrea teilten seine Angst. Einmal, so erinnert er sich, kam um fünf Uhr morgens eine riesige Welle, und es schien zu Ende zu gehen. «Ein Jeder hat gerufen, was er glaubt. Den eigenen Gott angefleht. Hat geholfen. Das Boot blieb stabil.» Abdi steckt sich erneut eine Zigarette an, senkt seinen Kopf. «Als ich im Boot diese Todesangst spürte, dachte ich, dass ich lieber in der Sahara gestorben wäre, als auf dem Wasser.» In der Wüste, erzählt er, sei er dem Tod ebenfalls nahe gewesen, habe zu wenig Kleidung bei sich gehabt, zu wenig Essen. «Die Nächte in der Wüste sind kalt. Ich hatte wenig Hoffnung, all das zu überstehen. Aber es ging weiter.» Er redet leise. Ist kaum zu verstehen.

«Ich mag Bollywood-Filme», sagt er unvermittelt und schaut mich verschmitzt an. «Tanzen und Singen finde ich grosse Klasse.» Ich betrachte ihn: Er ist über 1.90 Meter gross, schlank, trägt Cargohosen, ein weisses T-Shirt mit Aufdruck und ein weisses Hemd, das er aufgeknöpft lässt. Seine Schuhe sehen teuer aus, weisse Nike-Sportschuhe. Abdi ist eine Erscheinung, hat Charisma.

Auf die politische Lage in Äthiopien angesprochen, meint er lapidar: «Wer Stärke zeigt, der bleibt.» Damit bringt er die Machtverhältnisse in der Region zum Ausdruck; diejenigen, die an der Macht bleiben wollen, zeigen unerbittliche Härte, nutzen alle Mittel, darunter Gewalt. «Ich konnte da nichts verändern», sagt er resigniert.

Am 6. April 2016 wird Abdi von der Tessiner Polizei in Chiasso festgenommen, ein Foto wird gemacht, Fingerabdrücke werden registriert, das übliche Prozedere. Erst kommt er nach Kreuzlingen, später nach Sulgen, schliesslich nach Trogen. Dort besucht er den Unterricht in einer der tipiti-Schulen, lernt Deutsch. Es geht nur langsam voran. Das ist schwer auszuhalten. Er will ja weiterkommen, die nächsten Schritte gehen. Unabhängig sein. Selbst gestalten. Aber Unterstützung ist da. Über seine ersten Wochen in der Schweiz weiss er daher nur Gutes zu sagen: «Alle, die ich getroffen habe, waren gut zu mir.» Auf meine kritische Nachfrage hin meint Abdi, er habe keine Diskriminierung erlebt.

Mittlerweile hat er seine Lehre als Maler abgeschlossen, arbeitet in einem Handwerksbetrieb in Rehetobel. Ein Arbeitskollege holt ihn morgens ab und fährt ihn abends zurück. «Heiden liegt auf seinem Arbeitsweg», sagt Abdi sichtlich erfreut. Der 21-Jährige arbeitet gerne in seinem Beruf, am liebsten in Innenräumen. Er streicht, tapeziert, legt Teppiche aus. «Wenn wir Parkett verlegen, helfe ich, aber ganz allein ist es noch zu schwer.»



Abdi Mukhtar Ahmed im Kinderdorf Pestalozzi, in dem er nach seiner Ankunft in der Schweiz 2016 in einer der tipiti-Schulen Deutsch lernt.



In Araarso im äthiopischen Bundesstaat Somali verbrachte Abdi Mukhtar Ahmed einen grossen Teil seiner Schulzeit.

«Die Nächte in der Wüste
sind kalt. Ich hatte
wenig Hoffnung,
all das zu überstehen.
Aber es ging weiter.»

Bis er seine Lehre antreten konnte, besuchte Abdi die Integrationsklasse im Lern- und Werkzentrum LWZ tipiti in St. Gallen. Dort lernte er im Rahmen der Nachmittagsprogramme den Beruf des Malers kennen und sammelte erste Erfahrungen und Vorkenntnisse. Im September 2018 begann er ein Praktikum, das auf drei Monate – jeweils vier Tage die Woche und ein Tag Schule im LWZ (Vor-Lehre) – begrenzt war. Weil er es so gut machte und der Beruf ihm gefiel, wurde das Praktikum mit der Aussicht auf eine Lehre bis Sommer 2019 verlängert. «Das war gut», meint er im Nachhinein, «denn am Anfang war mein Deutsch sehr schlecht. Aber die Hilfe, die ich hatte, habe ich genutzt. Nach zwei weiteren Jahren habe ich meine Ausbildung mit guten Noten abgeschlossen.»

Sein Freundeskreis umfasst Schweizerinnen und Schweizer, aber auch Menschen aus anderen Teilen der Welt. An den Wochenenden trifft er sie, man ist viel unterwegs, geht gemeinsam Kaffee trinken, spazieren. «Ich mag die Natur», sagt er, «halte mich gerne in ihr auf.» Sein Mitbewohner ist ein paar Jahre älter als er, arbeitet im Gastrobereich. Beide sehen sich meist nur am Wochenende. Beim Fussball hätten sie sich kennengelernt.

Bevor Abdi die Schweizer Grenze passierte, wusste er nichts über das neue Land. «Es war mir alles fremd», erklärt er. Obwohl er sich in seiner neuen Heimat wohl fühlt, fehlt ihm seine Muttersprache. «Ausserdem», sagt er, «bin ich hier immer Ausländer.» Auf die Frage, ob er einen Wunsch an die Schweiz formulieren könnte, schaut er verduzt, meint dann: «Ich fände es gut, wenn man uns Eingewanderte als Bereicherung sehen würde und nicht in erster Linie als Problem. Die Leute hier sollten zur Kenntnis nehmen, was aus uns geworden ist, wie sehr wir uns integriert haben, wie sehr wir Teil der Gesellschaft sein wollen.»

Er macht eine kurze Redepause – meint dann: Die Schweiz rieche nach Natur. Hier könne er frei atmen. «Auch mag ich das viele Grün», ergänzt er. «In meinem Herkunftsland dominiert die Farbe der Erde, ein Rotbraun.» Er blickt auf den Boden. Mit der weissen Fusssohle seines Turnschuhs kratzt er über den feinen Kies, zieht einen Halbkreis. In nächster Zukunft hofft er auf die B-Bewilligung. Mit ihr hätte er weitere Freiheiten.

Die letzten Sätze, kurz bevor wir uns verabschiedet haben, klingen nach: «Wichtig ist», hatte Abdi gesagt, «dass ich hier leben kann. Den ersten Schritt habe ich gemacht. Und jetzt folgen die nächsten.»

Es ist spät geworden. Der Rechner brummt leise vor sich hin. Ich schliesse die Tabs mit all den Karten und Artikeln über Ostafrika. In wenigen Stunden wird Abdi mit Streichen und Tapezieren beschäftigt sein. Er wird um halb sechs aufstehen und wie sonst auch von seinem Arbeitskollegen abgeholt werden. Er wird seinen Alltag leben, einen Schritt nach dem anderen tun.